

Sonja Eismann

Die neue Brauchbarkeit des Feminismus

2016

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1271>

Veröffentlichungsversion / published version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Eismann, Sonja: Die neue Brauchbarkeit des Feminismus. In: *POP. Kultur und Kritik*, Jg. 8 (2016), S. 18–20. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1271>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

DIE NEUE BRAUCHBARKEIT DES FEMINISMUS

Sonja Eismann



18

Es hätte so schön sein können – der Start ins neue Jahr als Paukenschlag. 2016 als Beginn einer neuen Zeit: Alle Menschen in Deutschland vereint im Kampf gegen Sexismus und sexualisierte Gewalt. 2016 als der große Durchbruch: Personen unterschiedlichster politischer Couleur treten gemeinsam für die Überzeugung ein, dass nur eine feministisch-emanzipatorische Grundhaltung Frauen vor Übergriffen und Diskriminierung schützt.

Vormalige Kritikerinnen einer solchen Position wie Erika Steinbach und Birgit Kelle verneigen sich dankend vor Netzfeministinnen wie Anne Wizorek und Kübra Gümüşay, die seit Jahren für eine Verbreitung dieser Haltung kämpfen. Hatte CDU-Mitglied Steinbach 1997 noch dagegen gestimmt, dass Vergewaltigung in der Ehe strafbar sein sollte, und Kolumnistin Birgit Kelle weiblichen Opfern von Sexismus im Zuge der #aufschrei-Debatte 2013 in einem Buch geraten, doch einfach mal die Bluse zuzumachen, empören sich nun alle über die Strategie des ›Victim Blaming‹, also die Verkehrung der Opfer-Täter-Relation, mit der suggeriert wird, Frauen würden durch ihr Verhalten oder ihre Kleidung selbst zu Übergriffen einladen. Nachdem Kölns Oberbürgermeisterin Henriette Reker Frauen empfohlen hatte, auf öffentlichen Veranstaltungen »eine Armlänge Abstand« zu Unbekannten zu halten, twitterte Steinbach empört: »Aha, Verhaltensregeln für Frauen. Wie wärs mit Burka!!« »Ein paar grapschende Ausländer«, wie Jakob Augstein auf Twitter verniedlichend schrieb, und schon ist Deutschland einig Mutterland?

Zynisch, gewiss, dieser Versuch, den mit dem dramatischen Jahreswechsel von allen Seiten prophezeiten oder bereits deutlich gefühlten Gezeitenwechsel ironisch zu betrachten. Doch auch Ausdruck einer Hilflosigkeit angesichts sich überschlagender Deutungen, Forderungen, Vereinnahmungen und Abgrenzungen zu einem Zeitpunkt, zu dem wir – Mitte Januar – noch gar nichts Genaues wissen und die Faktenlage mehr als dünn ist.

Eigentlich hätte dies ein Artikel zum medialen Umgang mit dem Phänomen werden sollen, das als ›Flüchtlingskrise‹ das vergangene Jahr maßgeblich geprägt hat und das semantisch ebenso wie ideologisch aufgeladene Begriffe wie ›Willkommenskultur‹ und ›Flüchtlingsströme‹ als Dauergäste in den Zeitungen etabliert hat. Quasi ein vorsichtiger Versuch einer Diskursanalyse zur journalistischen Darstellung von Geflüchteten. Doch nach den Ereignissen in und um den Kölner Hauptbahnhof in der Silvesternacht ist die Auseinandersetzung damit zur einzigen Brille geworden, durch die die Thematik betrachtet werden kann oder gar darf.

In den schlagartig verfassten Reaktionen – keine Seite will schließlich dem politischen Gegner die Deutungshoheit überlassen – lassen sich verschiedene Argumentationsstrategien herausfiltern, die gewissermaßen in Wellen und Gegenwellen kamen. Die allerschnellsten bewegten sich zwischen den Polen des ›Wir haben's doch schon immer gewusst, dass alle Migranten potentiell gefährlich sind‹ und ›Das waren doch nur harmlose Grapschereien‹. Danach kamen von feministischer Seite, die den Rassist*innen nicht das Feld überlassen wollte, Einordnungen, die die Ereignisse als Teil einer in Deutschland verwurzelten und eben nicht von ›Fremden‹ importierten ›Rape Culture‹ darstellten. Daraufhin wieder die Kritik, diese Frauen würden aus übertriebener politischer Korrektheit bloß »Sprachregelungen und Denkverbote« aufstellen und die »Wirklichkeit« in einem Maße verfehlen (Thierry Chervel im Perlentaucher-Redaktionsblog vom 13.01.), dass sie über den Sexismus von muslimischen Männern bzw. »Männer(n) aus Ländern mit Machokultur« (der Kriminologe Christian Pfeiffer auf der Website der Deutschen Welle) schweigen müssten. Als vorerst letzte Welle sind nun Stimmen zu verzeichnen, die einen herkunftsspezifischen Sexismus konzedieren, da es sich hier um Männer handle, »die in ihrem Herkunftsland mit einem schockierenden Maß an Frauenverachtung aufgewachsen sind« (Heide Oestreich in der »taz« vom 12.01.). Die Autorin Antonia Baum erkennt sie an folgenden Merkmalen: »schwarze Haare, dunkle Augen, breitbeiniger Gang, Bock auf Stress« – und bringt gegen deren »Misogynie« ihren »Klassismus in Stellung« (»FAS«, 10.01.2016). Gleichzeitig wird betont, dass nicht mehr Rassismus, sondern nur »mehr Feminismus« (Sybille Hamann in der österreichischen »Presse« am 13.01.) die Lösung des Problems sein könne.

Bemerkenswert an der Debatte rund um die verheerenden Gewalttaten, deren Opfer übrigens selten bis gar nicht zu Wort kommen, ist nicht, dass

sie vermutlich das Ende der bereits bröckelnden ›Willkommenskultur‹ einleiten werden. Auch wenn die Taten in dieser Massierung tatsächlich neu und besonders scheußlich waren, war abzusehen, dass es früher oder später Manifestationen von kriminellem oder sonst wie unerwünschtem Verhalten von Geflüchteten geben würde. Denn in einer großen Bevölkerungsgruppe wie der von 1.091.894 Schutzsuchenden, die bis zum 31. Dezember von den deutschen Behörden registriert wurden, ist es mit statistischer Wahrscheinlichkeit so gut wie ausgeschlossen, dass keine nennenswerten Straftaten verübt werden (in Deutschland kamen laut BKA im Jahr 2014 rund sechs Millionen Straftaten auf rund 80 Millionen EinwohnerInnen – dann wären im Umkehrschluss ca. 84.000 Straftaten von Asylsuchenden zu erwarten). Und dass es dann mit der Begeisterung für die Gruppe der ›Schutzsuchenden‹, die damit ihr Gastrecht verwirkt hätten, insgesamt vorbei sein würde, war ebenso abzusehen. Denn die rationale Einsicht, dass man Asyl nicht erhalte, »weil man ein guter Mensch ist, sondern weil man vor Verfolgung oder Krieg flieht«, wie Ivo Bozic (»Jungle World«, 14.01.2016) anmerkte, ist nach den emotionalen Reaktionen auf die Ereignisse der Silvesternacht wohl kaum als allgemein geteilte Auffassung voranzusetzen.

20

Doch etwas anderes lässt sich an diesen Diskussionen, die meist eher Schuldzuweisungen sind, ablesen: die neue mediale Konsensfähigkeit des Feminismus. Die eingangs bereits erwähnten Reaktionärinnen wie Steinbach und Kelle bemühen den Einsatz für Frauenrechte als Werkzeug für antimuslimischen Rassismus, wie es auch Alice Schwarzer bereits im Oktober mit ihrem Forderungskatalog an Geflüchtete in ihrem Magazin »Emma« vorgemacht hatte. Damit bedienen sie femonationalistische Strategien, die Frauenrechte für den Erhalt eines national-abendländischen Volkskörpers bemühen (wie von der Londoner Soziologin Sara Farris aufgezeigt worden ist).

Doch auch liberale Medien, die noch vor wenigen Jahren Feminismus als passé und verkrampft und vor allem als ›kein Thema mehr‹ abgetan hätten, gehen jetzt ganz selbstverständlich von seiner fortdauernden Notwendigkeit aus und lassen entsprechend gesinnte Autorinnen zu Wort kommen (auch wenn Antonia Baum sich in der »FAS« hartnäckig stets mit dem generischen Maskulinum, z.B. als »Journalist«, bezeichnet). Das mag für feministisch denkende und handelnde Menschen ein gewaltiger Fortschritt und Stimmungswechsel sein – der selbstverständlich dadurch getrübt wird, dass beispielsweise bei »Spiegel Online« Foren unter Artikeln zu ›Genderthemen‹ regelmäßig geschlossen werden müssen, weil die Redaktion den Ansturm beleidigender oder justiziabler Kommentare von Maskulinisten und sonstigen Kritikern des ›Genderwahnsinns‹ nicht bewältigen kann. Doch wo ist sein emanzipatorisches Potenzial, wenn das Zugeständnis, es sei schlecht, wenn sich »Deutschland nur dann für sexuelle Gewalt interessiert, wenn sie von Migranten ausgeht« (Antonia Baum), mit rassistischen Ressentiments einhergeht? ◆